



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der Mann braucht, nur kein Glück, hier doch nicht das gebührende Denkmal setzen. Das ist zum Glück auch nicht mehr nötig. Ein anderer, besserer, berufener Mann hat das gethan in einem kürzlich erschienenen Buche, das hoffentlich nicht nur in Ostfriesland Leser finden wird. In Norden ist es erschienen.

Und siehe da: endlich erscheinen auch wir in Norden, d. h. zunächst auf dem Bahnhof. Aber nach allem, was wir glücklich überstanden haben, werden wir an dieser letzten Klippe hoffentlich nicht noch scheitern. Kommen wir über den Hund, kommen wir auch über den Schwanz. Mit einem Gefühl der Erleichterung steigen wir aus, froh, daß wir nicht noch Georgsheil, und was sonst noch alles für Schrecken dahinten auf den harmlosen Reisenden lauern, über uns ergehen lassen müssen.

Und nun wir am Ziele sind, nun die schrecklichen vier Stunden und einundzwanzig Minuten hinter uns liegen, da gewinnt wirklich wieder die sanftere Stimmung die Oberhand, und das Durchlebte erscheint wieder in mildern Lichte. Mag der freundliche Empfang in Norden sein Teil dazu beitragen, genug, beinahe reuen uns unsre Neckereien. Doch sei es drum! Alles was sich liebt, das neckt sich. Mutter, der Hannes will mich heiraten! — Hat er dir das gesagt? — Nein, gesagt hat er nichts, aber er hat mit der Peitsche nach mir geschlagen! — Dieses Bauernmädchen war eine feine Beobachterin des menschlichen Herzens. Der Hannes hätte sich nicht die Mühe genommen, mit der Peitsche nach ihr zu schlagen, wenn sie ihm gleichgiltig gewesen wäre. So kannst auch du dir, lieber Leser, leicht denken, daß ich den Tag und die Tinte nicht verbraucht hätte, dies niederzuschreiben, wenn ich das Land, durch das wir mit einander so langsam gefahren sind, nicht so herzlich lieb hätte. Es ist ja leider eine Erfahrung, die wir oft genug machen, daß der Mensch mit denen, die er am liebsten hat, und die ihm am nächsten stehen, am ungeduldigsten ist. So sieht es also fast nach einer Liebeserklärung aus, daß ich beinahe ungeduldig geworden wäre. Aber ich bins ja gar nicht geworden. Und so bitte ich denn zum Schluß nur noch um ein gutes Zeugnis in — der Geduld!



Litteratur

Das Stromgebiet der Sprache. Von Dr. Rudolf Kleinpaul. Leipzig, W. Friedrich, 1892

Es ist schwer, diesem dritten und letzten Bande der philosophischen Darstellung Kleinpauls vom Leben der Sprache gerecht zu werden, so widerstreitende Gedanken und Gefühle erregt er. Aus den beiden ersten ist der selbständige Kopf des Verfassers und sein beredter Mund zur Genüge bekannt, auch der Zweck und die Art seines Werkes. Die „Sprache ohne Worte“ hatte sozusagen eine Sprache fürs Auge, der zweite Band „Rätsel der Sprache“ behandelt, wie sie sich dem von heute zurückschauenden aufdrängen; der vorliegende dritte betrachtet das Stromgebiet der Sprache von der Quelle aus, er „versetzt den Leser mit eins an den

Anfang aller Dinge, zum Urmenschen in den Urwald, unter die Whippoorwill's der Indianer, zu denen (!) wilden, Wolfschreie einübenden Wälzungen, in das tierische und animalische Leben selbst, spärlicher auf die heutigen Kultursprachen Rücksicht nehmend, bei den ersten Ansätzen, dem Stammeln der Vernunft verweilend und sie soweit bringend, daß sie laufen kann." „Was dem Menschen vorgehwebt hat [welche fröhliche Sicherheit in diesem Indikativ!], wenn er seinen Feind anspühte und wie sich ihm daraus der Begriff des Feuers entwickelte — die geheime Analogie, die zwischen einem T und einer gespannten Saite, einem N und einem Ton (!), einem Bitterlaut und einem Strom, ja der Undulation des Lichts obwaltet — die dunkle Symbolik, die einst eine indogermanische Aspirata befähigte, Blickfeuer, Sternblicke und das stille Wachstum der Pflanzenwelt [dieser Urmensch hat wahrhaftig das Gras wachsen hören] zu malen: das bedachte, belauschte ich andächtig.“ Es ist darnach kaum nötig, zu bemerken, daß der Verfasser die Sprache in ihren Anfängen als einen Reflex der Erscheinungen der Welt aus der menschlichen Empfindung durch das Medium des Sprechorgans ansieht. Darüber hat er auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen eine Menge hübscher Beobachtungen zusammengestellt, aus denen dann ein ganzes schimmerndes Gebäude von Etymologien emporkwächst, schade nur, daß kein Stein mit notwendiger Sicherheit auf dem andern ruht und alles nur durch das lose Band der Möglichkeit verknüpft ist. Das hat der Verfasser auch selbst eingesehen; er glaubt aber doch wohl nicht im Ernste, seine Aufstellungen dadurch wahrscheinlicher zu machen, daß er alle Konsequenz in diesen ersten Ahmlauten und in ihrer Entwicklung zu Begriffsbezeichnungen leugnet.

Sprache ist Musik: das ist ein längst ausgesprochener Gedanke, von dem auch in diesem Buche viel die Rede ist. Unser Verfasser dreht ihn zur Abwechslung einmal herum: Musik ist Sprache. So naekt sagt er das zwar nicht, doch erklärt er die Musik für eine große Nachahmerin wie die Sprache und behauptet, der musikalische Genuß liege „für den Kenner gar nicht in der Schönheit der Töne, sondern in ihrer Ähnlichkeit.“ In ihren Anfängen müssen also Musik und Sprache identisch gewesen sein, und nur die Verschiedenheit zwischen menschlichem Sprechorgan und musikalischen Instrumenten und — die Ungleichmäßigkeit dieser Entwicklungen haben zu verschiedenem Ende geführt. Wie Kleinpaul — er ist natürlich Programmunist vom reinsten Wasser — bei der Durchführung dieses Nachahmungsprinzips verfährt, zeigt seine Aufstellung von „vier Hauptstufen der musikalischen Imitation.“ Die erste, naivste sei die, daß man z. B. in einer Militärsymphonie Militärmusik nachmache, der Schluß der Reuten wird hierhergezogen als eine vollkommen „adäquate Darstellung“ des gesungenen Schillerschen Liedes! Die zweite Stufe soll in der Nachahmung von menschlichen Lauten mit Hilfe musikalischer Instrumente bestehen, die dritte in der Nachahmung von Tier- und Vogelstimmen durch Instrumente und endlich die vierte und höchste — in der univiersellen Nachahmung der Naturlaute überhaupt! So verirrt sich Kleinpaul zuweilen! solche „Gedanken,“ die er „bei einigem Nachdenken“ gefunden hat, ist er imstande, dem Leser vorzusetzen!

Der Verfasser hätte doch am Ende lieber nicht, wie er sich im Vorworte rühmt, beim Niederschreiben des Manuskripts mit der Druckerei um die Wette arbeiten sollen. Auch seine saloppe Darstellung gehört nicht zu einer gemeinverständlichen philosophischen Sprachbetrachtung. Ein verständiger Leser wird es nur mit Mühe fertig bringen, fünfhundert Seiten in diesem bald legeren, bald wipfelnden Ton geschrieben zu lesen und sich dabei von den Einfällen und Launen

des Verfassers vom hundertsten ins tausendste werfen zu lassen. Sind wir es oder ist es Herr Dr. Kleinpaul, der hier die Bildung unsrer Nation verkennet?

Das ist es, was wir gegen das Buch auf dem Herzen haben. Als ein Vorzug muß es schon bezeichnet werden, daß der Verfasser auf dem Gebiete reiner Hypothese fast durchweg mögliches bietet, und ist bei unbeweisbaren Dingen nicht die unbestreitbare Möglichkeit das höchste, was überhaupt erreicht werden kann? Denn von zweien oder mehr Möglichkeiten eine um ihrer größern Wahrscheinlichkeit willen bevorzugen, das heißt ja doch schon die Grenze des sicher erreichbaren überschreiten.

Was seine Stellung zur „künftigen“ Wissenschaft betrifft, so macht Kleinpaul den Eindruck eines „Wilden.“ Man wird aber diesem „Wilden“ zugestehn müssen, daß er auf seinem unsichern Gebiete oft mit einer Feinfühligkeit tastet, die verrät, wie innig er mit dem Leben der Sprache bis in ihr äußerstes Geäder vertraut ist, und daß er andererseits ihren ganzen Körper von einer Höhe überschaut, die wir manchem von der Zukunft wünschen.

Französische Königsgeschichten aus der Bourbonenzeit. Erzählt von Konrad Sturmhoefel. Leipzig, Otto Spamer, 1892

Für ein geschichtliches Werk, das reifern Schülern ein wichtiges, vom Unterricht oft nicht genügend behandeltes Kapitel vorführen will, klingt der Titel ziemlich bescheiden. Aber gerade für das bourbonische Königtum faßt er mehr in sich als anderswo. Denn nirgends ist das gesamte Staatsleben so unmittelbar an die Person des Herrschers und an das intime Hofgetriebe um ihn geknüpft gewesen wie im französischen Absolutismus. *L'état c'est moi*: Ludwig der Vierzehnte hatte ein Recht, dieses berühmte stolze Wort auszusprechen.

Der Verfasser giebt in frisch fließender Erzählung ein anschauliches Bild von der Entwicklung und dem Falle der Bourbonen. Er hat besonders den reichen Stoff der Memoiren- und Brieflitteratur jener Zeit mit Geschick verwendet, um den Leser mitten in die Ereignisse hineinzuversetzen. Daß er es an einer klaren Beurteilung der Schäden des Absolutismus und an nachdrücklicher Hinweisung auf sie nicht fehlen läßt, daß er den oft heikeln Stoff mit gesundem Takt bewältigt hat, läßt uns das Buch für seinen nächsten Zweck durchaus geeignet erscheinen. Wir können ihm aber auch den weitem Leserkreis wünschen, auf den der Verfasser bei der Niederschrift schließlich doch gehofft haben wird.

Die Bilder hätten wir der Verlags-handlung, abgesehen von einigen guten Zeitporträts wie dem des Blaise Pascal, Molières, Labruyeres, gern erlassen. Manche von ihnen erinnern doch gar zu sehr an die alte Spamer'sche Manier à la: „Friedrich von Schiller das Lied von der Glocke dichtend,“ und über solche Illustrationen sind doch jetzt wohl auch unsre Primaner hinaus.

Berichtigung. In Heft 33 haben wir eine Besprechung der Schrift von Petong über Wohlfahrts-einrichtungen in Dänemark gebracht. Leider ist dabei die Verlagsbuchhandlung falsch angegeben worden; es sollte nicht heißen: Bibliographisches Institut, sondern: Bibliographisches Bureau.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. G. Wustmann in Leipzig
Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig